

DIE FÄLSCHERIN VON VENEDIG

CHRISTIAN SCHNALKE

PIPER

ROMAN



DIE CHRISTIAN SCHNALKE
FÄLSCHERIN
VON
VENEDIG

PIPER

ROMAN





Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:

www.piper.de/literatur

© Piper Verlag GmbH, München 2021

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Wir weisen darauf hin, dass sich der Piper Verlag nicht die Inhalte Dritter zu eigen macht.

Inhalt

Cover & Impressum

Widmung

Zitat

Prolog

I.

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

II.

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

Epilog

Dank

Für Daniela

Die Deutschen thun nicht viel, aber sie schreiben desto mehr. Wenn dereinst ein Bürger der kommenden Jahrhunderte auf den gegenwärtigen Zeitpunkt der deutschen Geschichte zurückblickt, so werden ihm mehr Bücher als Menschen vorkommen. (...) Er wird sagen, wir haben geschlafen und in Büchern geträumt.

Wolfgang Menzel, 1828

»Eiskalt ist er«, flüsterte Olivia.

»Tot ist er! Wo willst du hin mit ihm?«, zischte der Kleine.

»Er ist nicht tot! Er lebt!« Mattia gab nicht auf. »Weiter! Schnell! Bevor sie merken, dass wir ihn haben!«

Sie trugen ihn zu zwölf. Zwölf Kinder. Im Licht des Mondes, wenn sie aus dem tiefschwarzen Schatten eines der verfallenden Palazzi herauskamen, sahen sie aus wie ein wunderliches Fabelwesen: Lang hingestreckt, mit hängendem Kopf der Mann, die leblosen Augen und der Mund offen. Sein Körper schlängelte sich auf zwei Dutzend Beinchen vorwärts. Die verwirrend vielen nackten Füße trippelten nahezu ohne Geräusch.

»Wir müssen ihn zum Geschichtenerzähler bringen«, flüsterte Olivia. »Wenn ihn einer retten kann, dann er.«

»Niemand kann ihn retten. Einen Toten rettet keiner. Nicht einmal der Dottore.« Der kleine Rolando trug den Arm des Deutschen. Er fühlte die eiskalte Haut seiner Hand. Er wusste, wann einer tot ist. Im letzten Winter erst hatte er neben seiner toten Mutter gesessen. Und als sie den Fischer am Strand gefunden hatten, war der genauso kalt gewesen.

»Zu weit!« Mattia stöhnte, weil er die blutende Brust umklammerte und die Hauptlast trug. Er zitterte vor Kälte. Der

Nachtwind biss ihm unter die nassen Kleider und die tropfnassen Haare. Mattia war ins Wasser gesprungen, nachdem sie das Aufschlagen des Körpers im Kanal gehört hatten. Er war wieder und wieder in der völligen Dunkelheit getaucht, bis er im weichen Grundschlamm endlich den Körper gefühlt hatte. Beinahe hätte er es nicht geschafft, ihn zur Oberfläche zu ziehen, doch dann hatten sich ihm all die Hände entgegengereckt, die ihn heraushoben, als ob er selber tot wäre und zum Himmel schwebte. Unter Wasser war es nicht so kalt gewesen. Im Wind war es schlimm. »Das schafft er nicht. Wir bringen ihn zu der Malerin. Sie ist seine Freundin, das weiß ich. Sie wird ihn nicht verraten. Rolando, du läufst zum Geschichtenerzähler. Du bist der Schnellste. Lauf, wie du noch nie gelaufen bist. Bring ihn zu ihr. Lauf, bevor es zu spät ist.«

Die letzten Worte hörte der Kleine schon nicht mehr. Er rannte nicht nur schnell, er begriff auch schnell. Und sobald er begriffen hatte, was von ihm verlangt wurde, hatte er die Hand losgelassen und war auf und davon.

Mattia wusste, dass er sich auf Rolando verlassen konnte. Obwohl in der Wirrnis der stockdunklen Gassen kein Licht brannte, von den Kerzen an einem Marienaltar hier und da abgesehen, würde der Kleine an keiner Abzweigung zögern.

Der Körper des Mannes schlängelte sich lautlos weiter. Er blutete aus der Brust, wo sie ihn erdolcht hatten, und er blutete aus dem Kopf, wo er auf dem Boot aufgeschlagen war. Keines der Kinder glaubte, dass es Zweck hatte. Aber sie wollten nicht

aufgeben. Jedes einzelne wollte ihm zurückgeben, was er ihnen Gutes getan hatte.

I.

1

In eine andere Zeit

Venetien, 1. Oktober 1818

Franz Wercker wurde durch einen Stoß ins Kreuz aus dem Schlaf gerissen. Die Kutsche war durch ein besonders tiefes der unzähligen Schlaglöcher gepoltet, und nur durch ein Wunder war das Rad nicht gebrochen. Franz sah aus dem Fenster. Die Fahrt ging durch eine ebene Landschaft, die keinerlei Ausblicke bot, ein ermüdendes Einerlei von Weizen und Reis. Das Meer konnte Franz noch nicht sehen, nur überflutete Felder, in denen sich der Sonnenuntergang spiegelte. Und in der Dämmerung einen schmalen Fluss, der reglos im Schatten hoher Akazien lag. Die Brenta – oder, wie die Deutschen sie nannten, die Brandau.

Es war dunkel, als die Kutsche endlich hielt. Die Piazza, auf die Franz trat, war nur spärlich beleuchtet und spiegelte in keiner Weise ihre Bedeutung als Eingangstor Venedigs wider. Es war für die Seefahrerstadt eher die Hintertür. Schlichte Häuser mit geschlossenen Fensterläden umstanden das Ufer der müden Brenta, und die einzige Betriebsamkeit spielte sich am

Wasser ab. Mehrere Gondeln warteten, während die Barcarioli auf den Stufen saßen, die zum Fluss hinabführten, Wein tranken und mit fliegenden Händen Morra spielten. Trotz der späten Stunde wurde im Schein einiger Fackeln noch ein Lastensegler beladen. Vernagelte Kisten wurden an Bord geschafft – die kleineren von je zwei Männern getragen, einige größere hob ein hölzerner Kran hinüber. Die Arbeiter, grimmige Gestalten, die für die Dunkelheit geschaffen schienen, verrichteten ihren Dienst schweigend. Ein Vorarbeiter oder Lademeister mit einem runden Hut stand auf der Mole und verfolgte jede Bewegung mit argwöhnischen Blicken aus seltsam grünen Augen. Die Hosenbeine seines Anzuges waren zu kurz und ließen scharfkantige braun gebrannte Knöchel sehen. Er hielt eine Fackel, mit der er ungeduldig gestikulierte.

»Signor di Stargard?«

Franz beachtete die Stimme zunächst nicht. Er hatte sich noch nicht an den Klang seines Namens gewöhnt. Erst als die Anrede wiederholt wurde, begriff Franz, dass er gemeint war, und wandte sich um. Vor ihm stand ein Junge, barfüßig, in eine schmutzige Hose und ein reines weißes Hemd gekleidet. Er drehte schüchtern eine Mütze in der Hand und verbeugte sich. »Gondola!« Er wies auf die Stufen, wo ein schlohweißer Barcariol neben seiner schwarzen Gondel wartete, und fügte hinzu: »Mi prendo il tuo bagaglio.«

Franz wollte gleich selber anpacken, doch ein vornehmer Herr trägt seine Koffer natürlich nicht, und so sah er mitleidig

zu, wie der Junge seine drei großen, neuen und mit einem kleinen Wappen der Familie Stargard bemalten Koffer tapfer alleine schleppte. Die Besitztümer seines alten Lebens hätte er sich mit Leichtigkeit über die Schulter werfen können, aber vor der Abreise aus Rom hatte Franz sich bei einem Schneider großzügig eingekleidet, Schuhe anfertigen lassen, Hüte gekauft und dazu eine Unzahl Toilettenartikel, die einer Fürstin zur Ehre gereicht hätten.

Franz wurde von einem lauten Krach aus seinen Gedanken gerissen, als eine große, längliche Holzkiste aus der Schlinge rutschte, an der sie vom Ausleger des Kranes baumelte. Die Arbeiter schrien erschrocken auf. Der Lademeister mit dem runden Hut hörte gar nicht mehr auf, die Männer anzubrüllen. Einige Bretter wurden durch die Wucht des Aufpralls aufgehebelt, und aus der Öffnung quoll Stroh auf das Straßenpflaster. Aus dem Stroh aber ragte deutlich sichtbar eine bleiche Frauenhand hervor.

Franz erstarrte: Die Hand bewegte sich!

Der Lademeister kam herbeigelaufen und leuchtete mit seiner Fackel in die Kiste, wobei er achtgab, das Stroh nicht zu entzünden. Im hellen Feuerschein erkannte Franz schließlich seinen Irrtum: Es war nur eine Statue! Deutlich war das Glitzern des weißen Marmors zu sehen. Die Illusion der Bewegung war durch das flackernde Licht hervorgerufen worden. Der Lademeister blickte sich nach allen Seiten um. Als er sah, dass er beobachtet wurde, musterte er Franz

misstrauisch aus seinen grünen Augen, die in eigentümlichem Kontrast zu seiner sonnengebräunten Haut standen. Er legte seine Fackel aufs Pflaster, stopfte das Stroh wieder in die Kiste und befestigte die losen Bretter, aus denen die spitzen Nägel herausragten, mit Fußstritten. Schließlich winkte er einige Arbeiter heran, die die große Kiste mit vereinten Kräften zu den übrigen wuchteten.

Als Franz die schwankende Gondel betrat, begrüßte ihn der weißhaarige Barcariol nicht, sondern blickte ihn nur grimmig an. Dafür nickte das hoch geschwungene silberne Bugeisen zur Begrüßung.

Ein wahrer Charon, dachte Franz, als er sich in die weichen Polster setzte. Ich hoffe, er rudert mich nicht in die Unterwelt ... Der Bootsjunge stieß die Barke ab und kletterte vor zum Bug, wo er sich mit einer trübe leuchtenden Laterne hinhockte. Der Nebel über dem offenen Wasser war schwer und dicht geworden, sodass die Mole und die Häuser schnell unsichtbar wurden. Im wolkigen Dunst, der bedrückend leblos über dem Wasser hing, glitten sie durch verwirrende Flüsse, vorbei an Bäumen, die im Wasser wurzelten und die blass im Schimmer der Laterne auftauchten, um sich dann wieder im Dunkel aufzulösen. Geisterhaft zog hartblättriges Gebüsch an ihnen vorbei, dann nur noch mannshohe starre Halme, und schließlich verlor sich alles Sichtbare. Lautlos glitt das Boot über die Lagune, nur das Plätschern des Ruders war zu hören. Bleischwer und schwarz lag das Wasser unter ihnen, und die

Laterne des Jungen beleuchtete um sie herum nur milchigen Nebel.

Niemand sprach ein Wort. Der Alte ruderte mit ruhigen Bewegungen, und der Junge spähte voraus. Franz drückte die gespannte Erwartung aufs Gemüt, und er saß reglos in seinen weichen Polstern. Er hatte sich auf den ersten Anblick Venedigs gefreut, auf die sagenhafte Silhouette, die sich mit Dutzenden von Kirchtürmen und Kuppeln aus dem strahlenden Meer erhob. Doch in der Dunkelheit und umhüllt von Nebel war nichts zu sehen. Ob es noch weit zur Stadt war? Ob sie schon fast angekommen waren? Unmöglich zu sagen. Sosehr Franz die Augen auch anstrengte, er erkannte nichts.

Irgendwann sagte der Junge etwas. Ein gedämpft gesprochenes Wort, bei dem er sich umwandte und die Laterne höher hob. Franz folgte seinem Blick, der nach hinten ging, von wo sie gekommen waren und wo die geübten Ohren des Jungen irgendein Geräusch aufgefangen hatten. Ein fahles Licht glomm auf, das langsam klarer wurde. Darunter verdichtete sich das eintönige Grau des Nebels zu einem länglichen Schatten, und eine Gondel nahm Gestalt an. Sie war größer als die ihre, vorne und hinten standen je zwei Ruderer, und in der Mitte war ein Baldachin aufgesetzt, dessen geschwungenes Dach sich zu einer Krone erhob. Das Boot glitt schemenhaft und still an ihnen vorbei, die Ruderer blickten nicht herüber. Unter dem Baldachin saß in würdevoller Gelassenheit eine Dame. Die reichen Falten ihres Mantels und ihres schimmernden Kleides

schienen einem Gemälde zu entstammen. Auf ihrem Hut zitterten Fasanenfedern im sanften Fahrtwind, und ihre Hand, die in einem seidenen Handschuh steckte, lag elegant auf dem glänzenden Lack der Reling. Ihr Gesicht war hinter einem Schleier mit feinem Strich angedeutet, als habe der Künstler dieses Gemäldes vermieden, ihre Schönheit direkt darzustellen, und ihre Vollendung der Sehnsucht des Betrachters überlassen.

Während das Boot an ihnen vorbeiglitt, wandte die Dame den Kopf und blickte Franz aus müden Augen an. Sie war auf eine bedrückende Art schön. Eine Schönheit, die aus alter Zeit überliefert schien.

Sie wandte den Blick wieder ab, und Franz sah nur noch ihr edles Profil, bevor ihr Boot im Nebel verschwand. Die Formen lösten sich auf, und sie waren wieder vollkommen allein auf dem Wasser. Der Alte hatte im Rudern innegehalten und brauchte eine Weile, bis er seinen alten Rhythmus wieder aufnahm. Immer noch sprach niemand ein Wort.

Und dann begannen erste gelbe Lichter durch den Nebel zu glimmen, und riesenhaft erschien in ihrer schwarzen Pracht die Serenissima. Kuppeln wölbten sich auf, Türme reckten sich aus dem Dunst, das gewaltige Geisterschiff einer Kirche schob sich heran, und die unzähligen Kanten, Ecken und Winkel der Wohnhäuser drängten sich in ihrem Schutz. Die Gondel näherte sich auf bedrohlichem Kollisionskurs dem Gewirr der Mauern, bis sich vor ihnen eine Schlucht auftat und sich Häuser an ihnen vorbeischoben, deren Fenster sämtlich dunkel waren.

Wenn nicht vereinzelt Wäsche vor den Fenstern hing oder Blumen in einem kleinen Kasten wuchsen, war es unmöglich zu sagen, ob überhaupt eine lebende Seele darin wohnte. Plätze und Gärten lagen öde im diffusen Mondlicht.

Sie glitten unter einer Brücke hindurch, wo der Barcariol im Rudern innehielt, sodass nicht einmal mehr sein Plätschern zu hören war. Für einen verstörenden Moment waren Stille und Finsternis vollkommen. Als sie in den großen Kanal einbogen, wies der Bootsjunge mit seinem dünnen Arm nach vorne. »Palazzo Peldrini«, flüsterte er. Eine Ruine erhob sich aus dem kriechenden Nebel. Durch die Fensterhöhlen des verfallenen Baus war der Nachthimmel zu sehen, und ein Balken des eingestürzten Daches ragte hervor. Das reich geschnitzte Eingangstor zum Kanal hin war mit rohen Brettern vernagelt und die Stufen bedeckte Unrat.

All die verlassenen Plätze und Häuser, sein archaisches Fortbewegungsmittel, das völlige Fehlen von Wagen – nicht einmal Licht brannte irgendwo! –, und jetzt sollte er sogar in einem längst verfallenen Palazzo wohnen? Er war in eine andere Zeit geglitten. Vielleicht beim Durchfahren des dichten Nebels in der Lagune?

Doch dann erkannte Franz, dass der Junge den Palazzo nebenan meinte, der nur durch einen schmalen Kanal von der Ruine getrennt war. Auf der Fassade war ein Mosaik angebracht, das eine goldene Sonne und einen silbernen Mond zeigte und im Licht einer Laterne an den Eingangsstufen

glitzerte. In einigen der spitzen byzantinischen Fenster schimmerte Licht, und ein Flügel des Tors stand offen.

Als der Barcariol einen fremdartigen Ruf ausstieß und der Junge von der schaukelnden Gondel auf die Stufen sprang, kam eine Frau in weißer Bluse und dunklem Rock heraus. Sie hielt eine Laterne, die ein freundliches Gesicht beleuchtete.

2

Blätter im Winde

Aus dem Vulkan steigt eine feine Rauchfahne in den klaren Himmel empor. Sie erhebt sich ins Blau und treibt erst hoch oben vom Meer weg ins Landesinnere. Franz tritt durch die offen stehende Terrassentür aus dem Haus, wobei er sich die gelbe Weste zuknöpft, und bleibt gerührt stehen: Im Garten, zwischen Palmen, Akazien und violett blühenden Artischocken, sitzt Clara in ihrem hellblauen Kleid, den Strohhut zum Schutz gegen die Sonne auf dem blonden Haar, vor ihrer Staffelei – in der anmutigen Haltung, die er schon so oft bewundert hat. Sie malt die Dächer der bergab stehenden Häuser, die weite Bucht mit der dunstigen Stadt, den Palästen und den übers Land verstreuten Höfen und mit reichem Blau das endlose Meer. Auf einem der Dächer sind junge Frauen damit beschäftigt, Blumen zum Trocknen auszulegen. Ihre weißen Blusen strahlen, und ihre bunten Röcke schwingen so leicht wie ihr Plaudern und Lachen.

Franz findet nicht lange Muße, die Szene zu genießen, denn der alte Grimsel kommt auf ihn zugesprungen, um ihn zu

begrüßen. Er hat in Claras Nähe im Schatten gelegen, wie er das jeden Tag zu tun pflegt. Dabei schien er zu schlafen, doch das lebendige Spiel seiner Augenbrauen verriet, dass er jede Bewegung Claras wahrnahm. Franz krault das helle Fell des Hundes und erwehrt sich seines treuherzigen Ansturms. Clara sieht zu ihnen herüber und lächelt. »Franz! Hast du deinen Mittagsschlaf beendet?«

»Mittagsschlaf? Ich habe zwei Stunden geschrieben!«

»Liest du es mir nach dem Abendessen vor?«

»Natürlich! Du wirst staunen, welche Wendung die Geschichte nimmt. Der Geheimbund stellt sich heraus als ...«

»Still! Wirst du wohl nichts verraten!«

»Entschuldige, ich bin immer selber so ...«

Als Franz mitten im Satz erwachte, versuchte er, noch einmal einzunicken, um weiterzuträumen, doch es gelang ihm nicht. Wie knüpft man an einen Traum an, fragte er sich. Ob man diese Kunst beherrschen kann? Natürlich, er lächelte. Man nennt sie Lesen: Wenn du ein Buch wieder aufschlägst, träumst du genau da weiter, wo du zuvor aufgehört hast ...

Die Sonne strahlte hell ins Zimmer. Er versank in der Matratze und fühlte weiche Laken auf der Haut. Zum ersten Mal seit Wochen hatte er tief und fest geschlafen, und zum ersten Mal in seinem Leben erwachte er als ein wohlhabender Mann. Die Kassetten der Zimmerdecke über ihm waren mit goldenen Tieren geschmückt. Das Gold blätterte ab, doch er

erkannte einen Falken, einen Löwen, einen Elefanten, Hirsche und einen Pfau. Er lag unter einem Himmel aus Tieren.

Franz stand auf, zog seinen neuen Morgenmantel an und trat ans Fenster, das aus einer Vielzahl bunter Glasscheiben bestand. Als er es öffnete, war die Geisterstadt der vorigen Nacht verschwunden. In der Morgensonne glitzerte ein breiter Kanal, als bestünde er aus flüssigem Silber. Boote und Schiffe glitten aneinander vorbei, beladen mit Obstkörben, Fässern, Kisten und Stoffballen. Franz sah eines mit gestapelten Stühlen und Sesseln, ein anderes mit Heu, in einer der vielen schwarzen Gondeln saß eine Schar junger Frauen, die herzlich lachte, als eine andere Gondel mit drei jungen Männern nah an ihr vorbeifuhr und einer der Männer eine Blume hinüberwarf. Eine andere Gondel transportierte drei Nonnen, die verstohlen hinübersahen, und in einer weiteren standen auf wackeligen Beinen fünf Ziegen, die argwöhnisch übers Wasser blickten und von einer Handvoll Heu fraßen. Als sie von einem Hund angebellt wurden, der steil aufgerichtet im Bug eines Ruderbootes stand, blökten sie frech zurück.

Die Häuser am großen Kanal ragten aus den Wellen, doch in den Seitenflüssen sah Franz steinerne Gehwege und Kais, auf denen reges Treiben herrschte. Von Booten aus wurde Gemüse und Fisch verkauft, Bettler reckten den Vorübergehenden bittende Hände entgegen, eine Frau stillte, auf einem Stuhl sitzend, ihren Säugling, und ein alter Mann schimpfte aus einem Fenster mit einem Jungen, der ein großes Papier mit

einer aufgedruckten Bekanntmachung an seine Hauswand klebte. In einem schattigen Winkel sah Franz einen Straßensjungen auf den Schultern zweier Kameraden stehen und sich nach einem Zweig mit Pomeranzen recken, der über die Mauer eines Gärtchens wuchs.

Franz brauchte nicht lange, um sich anzuziehen, und stieg die hölzerne Treppe hinab, wobei er von den strengen Ahnen beäugt wurde, die in langer Folge diesen Palast bewohnt hatten und deren Geist in Öl gemalt die Zeiten überdauerte. Ob ihr Leben so formvollendet und würdig verlaufen war wie die Pose, die sie für den Maler eingenommen hatten? Ob sie im Leben mehr gelacht hatten als auf ihren ernsten Gemälden?

Als er im prächtigen Mittelgeschoss ankam, im Piano Nobile, wie ihm Signora Donati am Vorabend beim Heraufkommen erklärt hatte, trat die Haushälterin gerade aus einer der hohen Türen.

»Buon giorno, Signor von Stargard«, sagte sie mit einem höflichen Knicks und einem freundlichen Lächeln. Das *von* sprach sie mit einer angenehmen Weichheit aus – *won* Stargard. »Haben Sie gut geschlafen?«

»Buon giorno, Signora Donati. Wie ein Säugling an der Mutterbrust«, erwiderte Franz.

Die Signora hatte ihm am Abend nach seiner Ankunft in einem Musikzimmer, in dem ein Cembalo, eine Harfe und Notenständer standen und in einem Schrank mit gläsernen Türen mehrere Violinen lagen, ein kaltes Abendessen

vorbereitet. Während er aß, war sie bei ihm stehen geblieben und hatte sich nach seiner Reise erkundigt, und anschließend hatte sie ihn gleich in sein Schlafzimmer geführt. Nun zeigte sie ihm den gesamten Palazzo. Das unterste Geschoss, das nur wenige Stufen über der Wasserfläche lag, bestand aus einem breiten Mittelgang, der auf eine marmorne Treppe zuführte. Rechts und links lagen hinter geschlossenen Türen leere Lagerräume und ein Kontor mit Stehpulten, Tischen und Schränken. Über die Treppe stieg man nach oben ins Piano Nobile und gelangte durch eine Halle mit rotem Teppich, Kronleuchter und Ahnengemälden in den Portego.

Der Prunksaal, in dem vor allem ein riesiger Tisch mit einer Unzahl von Stühlen stand, wirkte aufgrund seiner Größe kahl und unbewohnt. Auch hier hingen an den Wänden Ahnen, die Franz aus ihren Gemälden heraus streng anblickten. Durch eine Flügeltür gingen sie ins Musikzimmer, das mit großen Fenstern nach vorne zum Canal Grande hinausblickte. Signora Donati führte Franz hinaus auf eine Loggia, von der aus man einen herrlichen Blick über das Treiben des Kanals hatte. »Dort drüben wohnt Lord Byron«, sagte sie und wies auf einen Palazzo schräg gegenüber.

Durch das Jagdzimmer, dessen Wände mit waidmännischen Szenen und Stilleben voller erlegter Fasane und Hasen dekoriert waren und in dem ein großer Schreibtisch stand, gelangten sie wieder ins Treppenhaus und stiegen die Stufen zum oberen Stockwerk hinauf, wo sich neben mehreren

unbenutzten Zimmern auch Franz' Schlafzimmer befand. Signora Donati schlief noch ein Stockwerk darüber unterm Dach im Mezzanin.

Auch das Frühstück hatte die Signora im Musikzimmer gedeckt. Die weit geöffneten Fenster ließen das Sonnenlicht einströmen. Franz genoss den stark duftenden Kaffee und freute sich über die Höflichkeit der Signora, die ihm zur Begrüßung ein deutsches Frühstück servierte, bestehend aus den Speisen, die sie den Österreichern abgeschaut hatte: Strudel, Schmarren, Würstel, Speck und sogar eingelegte Zwetschgen. Außer den hohen Fenstern, die auf den Kanal hinausblickten, gab es noch ein weiteres zur Seite hin. Dort stand, nur getrennt durch einen schmalen Nebenkanal, die Ruine, die Franz am Vorabend gesehen hatte. Einige wenige Fensteröffnungen ohne Holzrahmen und Glas gaben eine Ahnung vom Inneren des verlassenen Palazzos. Das Dach fehlte gänzlich, und die Zwischenböden waren – wohl infolge eines Brandes – teilweise eingestürzt. Verwitterte Balken ragten kreuz und quer in die Höhe. Gestrüpp wuchs durch die Fensteröffnungen heraus, und die Loggia zum Canal Grande hin war von allerlei zähem Grün überwuchert. Als Franz am Fenster stand, sah er, wie ein Falke in die Schlucht zwischen den beiden Häusern schwebte, an einem Mauervorsprung gegenüber landete und in einer Öffnung zwischen den verrotteten Ziegeln verschwand.

»Guten Morgen!« Franz grüßte mit seiner Tasse hinauf. »Ich bin dein neuer Nachbar!«

Für einen kurzen Moment sah er den gebogenen Schnabel mit dem kleinen Falkenzahn auftauchen. Doch der Vogel missachtete Franz mit ernstem Blick und verschwand wieder.

»Trotzdem auf gute Nachbarschaft ...«, sagte Franz, und nachdem er den Kaffee bis auf den bitteren Satz ausgetrunken hatte, öffnete er eine Reisekiste, die er nicht in sein Schlafzimmer, sondern hier in den Salon zu bringen angewiesen hatte. Er nahm einige Bücher heraus, die er zunächst auf den Tisch legte, und eine kleine Schachtel. Darin lag, eingeschlagen in Seidenpapier, ein Stapel Besuchskarten. In sauberer, klarer Schrift war darauf gedruckt: *Robert von Stargard*. Und in der Zeile darunter: *Kunsthändler*.

Den Namen anzunehmen war nicht schwer. Man musste es nur behaupten. Und sich daran gewöhnen. Aber Kunsthändler? Wie wird man ein vorgetäuschter Kunsthändler? Das Geld allein, das ihm zur Verfügung stand, machte ihn noch lange nicht dazu. Und das wenige, das er über Kunst wusste, erst recht nicht.

Franz sah in der Reisekiste eine Zeichenmappe aus marmorierter Pappe und nahm auch sie heraus. Er löste die Schleife und klappte die Mappe auf. Auf einigen Blättern lag als oberstes das Porträt einer jungen Frau, die den Betrachter ruhig und freundlich ansah. Mit feinen Bleistiftlinien gezeichnet und unterschrieben von Carl Fohr.

Clara.

Wie schön sie war! Franz unterdrückte den Drang, mit den Fingerspitzen über ihr gezeichnetes blondes Haar zu streichen, um die Bleistiftlinien nicht zu verwischen.

Sie schaute so zuversichtlich. Fohr hatte sogar den Glanz ihrer Augen wiedergegeben. Franz meinte, jeden Moment würde sie lächeln.

In der Mappe lagen noch gut zwei Dutzend weitere Zeichnungen. Franz nahm sie vorsichtig heraus und schaute sie langsam durch. Römische Motive, gegenseitige Porträts junger Künstler, Landschaften mit Bergdörfern wie Olevano, Frascati oder Perugia, der Nemisee, die Wasserfälle von Tivoli. Franz erinnerte sich an die Wanderungen und ruhigen Nachmittage mit Georg, mit Wilhelm Müller, mit Philipp Veit – mit Clara.

Franz beschloss, dieses fremde Haus, in dem er von nun an bis Karneval leben sollte, in sein eigenes zu verwandeln, indem er diese Zeichnungen mit den schönen Erinnerungen aufhängte. Er würde sich von Signora Donati Oblaten besorgen lassen, um sie an die Wand zu heften. Das Bildnis von Clara aber wollte er rahmen lassen. Das erste Geld von seinem neuen Wohlstand würde er für den Rahmen ausgeben.

Signora Donati wollte Franz gleich eine Gondel rufen, doch er bestand darauf, den Palazzo durch den gassenseitigen Eingang zu verlassen und zu Fuß zu gehen. Die Signora warnte ihn zwar, dass er sich als Fremder unweigerlich im Gewirr der Gassen verlaufen müsse, aber das war ihm gleichgültig. Und als

sie ihn aus der Tür ließ und Franz, die Mappe mit Claras Porträtzeichnung unter dem Arm, den Fuß zum ersten Mal auf venezianisches Pflaster setzte, genoss er schon das.

Signora Donati sah ihm nach, während er die menschenleere Gasse entlangging und links abbog. Sie seufzte, denn sie wusste, dass dies eine Sackgasse war, die am Kanal endete. Und richtig, einen Moment später tauchte er wieder auf und wandte sich in die andere Richtung. Signora Donati überlegte, ob sie einen Jungen herbeirufen sollte, der ihrem neuen Herrn für eine kleine Belohnung folgte und auf ihn achtgab. Doch sie entschied sich, lieber später, wenn sie einkaufen ging, in Santa Maria dei Miracoli eine Kerze für ihn anzuzünden. Bei den Jungen wusste man nie, ob sie ihre Belohnung in der nächsten Bäckerei ausgaben und ihren Auftrag vergaßen. Auf die Jungfrau war Verlass.

Franz war überrascht, wie viel Deutsches ihm begegnete. Man konnte kaum zweimal abbiegen, ohne eine österreichische Uniform zu sehen, immer wieder hörte er im Vorbeigehen deutsche Worte oder sah an Geschäften und Werkstätten deutsche Namen. Allein drei deutsch geführte Buchläden fielen ihm auf. Und so dauerte es auch nicht lange, bis er auf das Schaufenster mit goldenen und hölzernen Bilderrahmen stieß. Über der Tür hing ein Schild mit der Aufschrift: *Heinrich Zwirner, Rahmenmacher.*